

381 Das entfesselte Schicksal.

Roman von Edouard Rod.

Herr Rutor beneidete diese kräftige Sicherheit, diese Festigkeit des Gewissens, das kein Zweifel erschütterte, dieses schrankenlose Vertrauen zu den geistigen Waffen.

„Glauben Sie nicht an den persönlichen Eindruck?“ warf er zögernd ein. „Verstehen Sie, einen sehr starken Eindruck, den man nicht rechtfertigen kann, der aber dem Anschein widerspricht, der Verdachtsgründe in uns überbönt.“

Ueberrascht rief Herr Rabius:

„Aber nein, nein! Solche Eindrücke sind die fürchterlichste Versuchung! Das ist eine böse Beeinflussung. Manchmal, im Beginn meiner Laufbahn, spürte ich sie. Aber jetzt kenne ich sie schon lange nicht mehr.“

„Jedoch wie schrecklich ist es, wenn man sich sagen muß, daß man vielleicht an einem tragischen Irrtum mit die Schuld trägt.“

„Das muß man sich auch nicht sagen . . . das muß man nicht . . . Eine zu schüchterne Gerechtigkeit würde die Missetat ermutigen . . .“

Mit diesen Worten schüttelte Herr Rabius seinem Kollegen die Hand und entfernte sich in seinem automatenhaften Schritt, mit ruhigem Nadeln auf den Lippen, den Arm steif über die schwere Mappe, die er trug.

Herr Rutor ging den Quai entlang und stand manchmal vor den Karren der fliegenden Buchhändler still. Der letzte Satz seines Kollegen verfolgte ihn: Eine zu schüchterne Gerechtigkeit würde die Missetat ermutigen. Das Prinzip war richtig, aber es war nicht dieses Prinzip, es war eine materielle Tatsache, welche der Grund des Prozesses war. Es handelte sich nicht darum, zu wissen, mit welchem Grad von Gewißheit der Angeklagte für schuldig gehalten werden konnte, sondern festzustellen, daß Lionel Vermantes den General de Pellice absichtlich getötet hatte. Nach dreitägiger Debatte war diese Frage nicht geklärt und seine Gedanken wehrten sich ermüdet, sie klären zu wollen. Um die Müdigkeit zu bezwingen, ging er weiter; schon oft hatte ihm ein Spaziergang in solchen Stunden geholfen, in unklare Gedanken Klarheit gebracht. Er schlug eine schnellere Gangart ein, ging wieder bis zu Pont de la Concorde zurück, durch die Avenue des Champs-Élysées bis zum Etoile und nahm sich dort eine Droschke, um nach Hause zu fahren. Während der ganzen Zeit vermied er es, an Vermantes zu denken und ließ sich durch das Getriebe um ihn herum ablenken. Als er in das Haus trat und an dem Salon vorbeikam, hörte er seine Tochter ein Präludium von Chopin spielen, das er nicht mochte. Er ging in sein Arbeitszimmer. Der Spaziergang hatte seinen Nerven wohlgetan, und er nahm sich die Akten wieder vor. Er sagte: Ich will sie noch einmal ganz durcharbeiten, ohne mich mit d'Entraques beiden Aussagen zu beschäftigen. Aber bald sah er ein, daß diese Methode unausführbar war. War eine oder die andere falsch, waren sie beide falsch — sie waren für ihn der wichtigste Punkt gewesen und wenn er diesen ausmerzen wollte, lehrte er ihm immer doch wieder in das Gedächtnis zurück. Die Aussagen waren die Basis für die Untersuchung gewesen, auf ihnen hatte das Verhör der Präsidenten beruht, und Herr Rutor hatte den ersten Entwurf seiner Rede auf die Zeugnisse gebaut. Er hörte die Klingel zum Abendbrot rufen, zwei Stunden waren verfloßen, und er war nicht einen Schritt weiter gekommen.

Ohne es sich zu einer absoluten Regel gemacht zu haben, sprach Herr Rutor von seinen beruflichen Angelegenheiten zu Hause fast gar nicht. Sie behandelten zu häufig Dinge, die nicht dazu angetan waren, günstig auf den Geist eines jungen Mädchens zu wirken, und der Staatsanwalt wollte seine Anne-Marie vor dem Kontakt mit allen niederen Interessen bewahren. Sie war sechzehn Jahre. Es war ein reizendes, aber von der Natur stiefmütterlich behandeltes Kind. Sie konnte nur mit einer Krücke gehen, ihr rechtes Bein war fast lahm. Aber sie hatte ein entzückendes Gesichtchen, rosig frisch, von einer Fülle herrlichen Haars umgeben. Die vollkommene Schönheit ihres Antlitzes, der leuchtende Teint, der Anschein

strahlender Gesundheit, den sie in der Ruhe erweckte, erregten denselben Anteil, den man vor einem schönen, unvollendeten Werke empfindet. Wie alle kranken Kinder war auch sie verzärtelt und verwöhnt, hatte sich wie eine einsam blühende Blume entfaltet, fast ohne mit der Welt in Berührung zu kommen. Sie stellte sich die Welt auf ihre Weise vor nach den Büchern, die man ihr zu lesen gestattete. Vorsichtig hatte man unter den einwandfreiesten und farblosesten für sie gewählt. Aber sie genügte nicht mehr, ihre Phantasie zu erregen, an deren rascher Entwicklung niemand teilnahm. Denn ihre Mutter war denkfaul und konnte ihr nicht folgen. In der Härlichkeit, die sie ihrem Vater widmete, lag schlichter und furchtbarer Sorge. Ihre unendlich zarte Seele fürchtete tausend Gefahren für ihn, die sie durch seinen Beruf für ihn ahnte. Ein Beruf, von dem sie sich keine Vorstellung machen konnte, außer daß er die Züchtigung des Verbrechens zum Inhalte hatte. Der Gedanke an den Haß, den er erzeugte, war ihr unerträglich. Das Wort „juridischer Irrtum“ genügte, ihr Fieber zu verursachen. Ihr schauerndes Gewissen fürchtete ihn. Bald mutmaßte sie die Mache eines Übeltäters und stellte sich voll Erregung die Szene dar, in der er durch eine Kugel oder einen Dolchstoß getötet würde. Oft bildete sie sich ein, daß er das unfreiwillige Instrument eines dieser tragischen Irrtümer werden könnte, die sie entsetzten; so öffnete eine unerklärliche Herzensangst ihre unschuldigen Augen über die Ungerechtigkeit und den Schmerz, welche die Welt verwüsten.

Die Aufmerksamkeit für den Prozeß Vermantes war eine so allgemeine gewesen, daß sie ihr nicht entgehen konnte. Von Anfang an hatte Anne-Marie ein Gefühl dumpfer Beklemmung, wenn sie davon sprechen hörte. An dem Tage, an dem Herr Rutor zu Hause erzählte, daß er die Mission empfangen habe, gegen Vermantes als Ankläger zu fungieren, war sie leichenblau geworden und hatte ihm einen entsetzten Blick zugeworfen. Vielleicht hatte er es gemerkt, vielleicht war die Erregung seiner Tochter ähnlich der, die ihn jedesmal beschlich, wenn er das Aktenbündel öffnete. Vielleicht bestärkte sie die innere Stimme, die ihn mahnte, und die seine Vermunft nicht erlösen konnte. Er hatte von dem, was in Versailles vorging, nicht ein Wort gesagt. Und doch fühlte er, daß seine Tochter deshalb nicht schlief.

Das Mahl verlief schweigsam. Herr Rutor grübelte weiter und verbergte seine Sorgen nicht. Von Zeit zu Zeit fiel ein gleichgültiges Wort. Als es Erdbeeren zum Nachschub gab, sagte Frau Rutor:

„Sie sind gut.“

Herr Rutor aß die letzten und bestätigte:

„Ja, sie sind gut.“

Er verweilte im Zwiespalt, ob er sein Herz öffnen oder seine heimliche Angst für sich behalten sollte. Von Zeit zu Zeit begegnete er dem fragenden Blick Anne-Maries. Er wandte die Augen ab.

„Du siehst heute so abgepaunt aus?“ fragte Frau Rutor mit ihrer sanften Stimme.

Er antwortete:

„Es war sehr heiß in Versailles.“

Anne-Marie erriet, daß diese Anspielung auf den schwebenden Prozeß den geheimen Wunsch offenbarte, davon zu sprechen.

„Papa!“ rief sie, „was werdet Ihr mit diesem Unglücklichen machen?“

Da er nur mit einer erstaunten Bewegung antwortete, fuhr sie fort:

„Ich hatte solche Angst, daß Du heute schon Deinen Antrag stellen müßtest, Papa. Ich fühlte, daß Du sehr streng sein würdest, und es ist doch alles so unklar . . .“

„So unklar . . . Folgst Du denn dem Prozeß in den Zeitungen?“

„Ich verfolge alle Prozesse, in denen Du sprechen mußt, Papa.“

Er versuchte zu lächeln.

„Es wäre mir angenehmer, wenn Du es nicht tätest,“ sagte er. „Uebrigens versteht man sie nach diesen Berichten schlecht. Warum fürchtest Du, daß mein Antrag heute zu früh kommen könnte?“

„Ich erwartete irgend etwas, Papa, irgend etwas, was die Wahrheit ans Licht bringt.“

„Es ist etwas geschehen, aber die Wahrheit ist darum nicht geklärt.“

Herr Rutor sah seine Frau und seine Tochter abwechselnd an. „Wißt Ihr Bescheid?“

„Ja“, sagte Frau Rutor, „wir haben soeben die Abendzeitungen zusammen gelesen.“

Es war ihm etwas peinlich, sie wegen einer Angelegenheit über die er sich selbst zu urteilen vorgenommen hatte, zu befragen, doch sprach er trotzdem und blickte seine Frau an: „Welchen Eindruck habt Ihr von allem empfangen?“

„Du sagtest mir oft, daß man manchmal gezwungen ist, ohne bestimmte Beweise zu urteilen, durch eine Summe von Vermutungen geleitet. Aber trotzdem scheint mir, daß man es hier mit einem Unschuldigen zu tun hat.“

„Weshalb glaubst Du das?“ fragte er.

„Ich kann es kaum erklären. Es ist eine Art Erkenntnis. Nein, ich könnte keine Gründe angeben, weshalb ich mich zugunsten Vermantes' entscheide. Mein Gefühl leitet mich. Muß man nicht manchmal seinem Instinkt trauen?“

Herr Rutor dachte an seine Unterhaltung mit Herrn Rabius und sagte:

„Man muß immer aus seiner Vernunft urteilen.“

Auf Anne-Maries ausdrucksvollem Gesicht hatte man gelesen, wie sie den Antworten ihrer Mutter zustimmte. Sie hielt sich nicht länger und rief mit einer Art Begeisterung:

„O Papa . . . Der andere log, dieser d'Entraque, man hat es so deutlich gefühlt . . . Und Vermantes hat immer die Wahrheit gesagt . . . Du hast ihn so nahe gesehen, Du müßt es besser wissen . . . Aber selbst aus der Zeitung könnte man den Klang der Wahrheit heraushören.“

„Kind, wie willst Du, daß man solchen Eindrücken nachgibt. Sie täuschen oft, die Missetäter sind schlau . . . Wenn Du sie selbst bei ihrer Verteidigung sehen würdest, wüßtest Du, wie man ihnen mißtrauen muß.“

„Ich denke auch, daß sie tun, was sie können, um ihre Richter zu täuschen. Aber ist es nicht besser, hundert Schuldige frei zu lassen, als einen Unschuldigen zu verdammen?“

(Fortsetzung folgt.)

Die Versuchung.

Von E. Waldamus.

„Marie, Marie!“ Den Ton auf die letzte Silbe gelegt und sehr aufgeregt wurden diese Worte von der „Gnädigen“ hervorgehoben. Sie stand auf dem Korridor an der Treppe, die zu der Souterrainsche hinunterführte. Dieser Ruf galt ihrem Mädchen. Unten hörte man Stuhlrollen, Klappernde Abjäge auf dem Steinfußboden; dann wurde die Tür geöffnet und die Treppe hinauf schallte ein fragendes „Gnädige Frau?“

„Marie, denken Sie sich nur einmal, ich muß meine neue silberne Schmucknadel mit dem großen Amethyst in der Mitte verloren haben, Ich bin heute gegen Abend draußen im Garten gewesen und dann unten durch den dunklen Gang und die Küche diese Treppe heraufgegangen. Wenn Sie morgen früh segnen, achten Sie doch einmal darauf.“

„Jatwohl, gnädige Frau.“ dann das Klappern zweier Türen, oben verhallende Tritte, unten wieder klappernde Abjäge auf dem Steinfußboden, und dann lautlose Stille.

Marie sah am Küchentisch, ob Abendbrot und las ein paar alte Zeitungen beim spärlichen Schein einer Blinderückenlampe. Sie war allein, die Köchin war ausgegangen. Sie vertiefte sich wieder in die „Vermischten Anzeigen“. Nach einem Weilchen ließ sie das Blatt sinken und starrte gerade aus. Sie dachte nach und ihre Gedanken begannen zu wandern, standen vor ihr auf, lösten sich von ihr los und bekamen Leben.

Also diese Nadel hatte sie verloren, die ihr ihr Mann erst neulich von der Reise mitgebracht hatte. Eine schmale, feine, silberne Schleife mit einem großen, wundervollen Amethyst in der Mitte. O, sie konnte sie genau, sie hatte sie schon immer bewundern müssen, so einfach, so schlicht sah sie aus.

Die Gnädige trug sie immer, um auf ihren Hemdblusen den Selbstbinder festzusetzen. Ohne Zweifel, das sah sehr schön aus, eine einfache Hemdbluse, ein einfacher Schlips und darauf als einziger Schmuck die Nadel mit dem Amethyst. Sie trug auch gern solche Hemdblusen, sie sahen so einfach aus, so schlicht und nett, aber eine solche Nadel zum Festhalten des Schlipes hatte sie nicht, sie hätte auch so gern eine gehabt, hatte aber kein Geld dazu, sie mußte sparen, sie wollte heiraten. Von den 18 M. Monatsgehalt durfte nur das notwendigste abfallen, das andere mußte sie zurücklegen. Sie wollte sich eine kleine Ausstattung kaufen, um nicht mit allzu großen Sorgen in die Ehe zu treten. Sie und ihr Bräutigam sparten, und doch wie so gerne hätte sie manchmal dies oder jenes gehabt, ein wenig Schmuck, ein wenig Sonnenschein für das Leben.

Es war auch gar nicht viel, was man manchmal zum Putzen und Freuen brauchte, ein Schleifchen hier, ein Spitzchen dort, und das sah dann gleich so nett aus, und wie würde sich der Bräutigam freuen, wenn er sie immer neu und als geschmackvoll bewundern konnte. Sie seufzte. Es kostete alles Geld, und wie schnell waren da so ein paar Mark ausgegeben. Und wenn sie vorwärtskommen wollte, so durfte sie von dem, mit dem gesamten Aufwand ihrer physischen und geistigen Kräfte verdienten Lohn wenig für sich gebrauchen. O wenn sie doch mehr verdiente, so daß sie doch sagen konnte: Dies soll zum Verbrauch deiner persönlichen Bedürfnisse sein.

Im Grunde genommen, verdiente sie nicht mehr, hatte sie nicht Anspruch auf mehr, gegenüber der Verantwortung, die auf ihren Schultern lag?

Der Hausherr, was verdiente er, im Vergleich zu ihr, und er arbeitete doch nur ein paar Stunden am Tage in seinem Bureau, und sie mußte den ganzen Tag und die halbe Nacht treppauf, treppab, und schließlich lag doch die Verantwortung für das Wohlergehen der Familie mit in ihrer Hand. Wenn nur mal einen Tag die Arbeit, die auf der Köchin und ihren Schultern lag, nicht getan ward, wie würde es in dem kleinen Staate, Familie genannt, aussehen?

Und wenn sie die Arbeit nicht tat, dann waren es andere, aber die Arbeit blieb bestehen und ebenso ihre unglückliche Würdigung. Ja, das war wahr, sie hatte einen Anspruch auf mehr, aber wer wollte ihn verteidigen?

Marie versenkte sich wieder in ihre alte Zeitungsnummer, doch sie vermochte ihre Gedanken nicht darauf zu konzentrieren, immer wieder tanzte ein Bild vor ihren Augen, eine einfache Hemdbluse, ein einfacher Schlips und die schöne Nadel darauf. Sie träufelte die Stirn, preßte die Lippen fest aufeinander . . . nein . . . fort . . . weit fort mit den Gedanken. Und doch hatte sie nicht ein Recht auf mehr, hatte sie nicht ein Recht, auch solche Sachen zu besitzen und sich darüber zu freuen? Ja, ein Recht hatte sie, und wenn es niemand verteidigte, so tat es die Arbeit. Die getane Arbeit gab ihr das Recht, zu fordern.

Sie dachte an ihren Bräutigam, er schränkte sich ein wie sie, um auch sein Teil zu der gemeinsamen Ausstattung beizutragen. Und woraufhin taten sie es? Auf Kosten der allgemeinen Lebensfreude, auf Kosten der Jugend, die nie wiederkam. Und was stand ihnen bevor? Nichts als Arbeit, Entbehrung und ungenügende Würdigung der Arbeit vorher und Arbeit und Entbehrung nachher.

Und wieder trat das Bild vor ihre Augen; die schöne Nadel auf der einfachen Bluse. Ja, sie hatte ein Recht, mehr zu fordern, aber sollte sie es sich denn nehmen? Nein, man sollte es ihr geben.

Marie versenkte sich wieder in ihre Zeitung, sie vermochte jedoch nichts zu lesen, immer tanzte es wie Feuerräder vor ihren Augen . . . die Nadel . . . die Nadel. Und dort ganz hinten tauchte etwas in ihr auf, vor dem sie erschraf. Es wisperte, es lodte, es stand auf, es kam näher und sah gleich einer Schlange mit grün schillerndem, faszinierendem Blick sein Opfer unbeweglich an, es zermürbend, zerreißend, verhängend.

Die Nadel, wenn . . . ja, wenn sie sie suchte . . . heute Abend noch . . . nein, jetzt gleich . . . und fand . . . und doch nicht fand . . . Marie rief sich die Augen und sah sich verstört und hastig um, es war ihr, als wenn jemand gesprochen hätte, nein, es war niemand da, es hatte niemand gehört. Das Knistern rührte nur von dem Zeitungsbogen her, der ihr aus der Hand geglitten war. Ihr Blick fiel auf die Lampe. Wie, wenn sie . . . die Lampe dort . . . und draußen den dunklen Gang abjuchte . . . das merkte niemand, sah niemand . . . wenn sie die fand . . . und morgen früh doch nicht fand?

Sie fuhr auf, verstört, strich sich über Stirn und Gesicht, als wenn sie alles wegwischen wollte, doch die Gedanken waren grausam und hielten hartnäckig stand, ihr Opfer zermürbend.

Und dann nächsten Sonntag, da ging sie aus . . . da konnte sie . . . ja, da konnte sie . . . doch erst mußte sie suchen . . . ja suchen, ob sie sie fand.

Sie erhob sich, müde, schwerfällig und wie zerschlagen, streckte die Hand nach der Lampe aus . . . und . . . und . . .

„Marie, Marie, kommen Sie schnell mal!“ Die „Gnädige“ rief es oben von der Souterrainsche nicht minder aufgeregt als das erste Mal, doch klang ein heller Ton dazwischen.

Marie fuhr erschreckt zusammen und strich die ins Gesicht gefallenen Haarsträhnen zurück. Die Hand fiel ihr wie gelähmt am Leibe nieder. Es war, als wenn eine Nachtwandlerin aufstünde. Sie folgte dem Rufe, doch diesmal tönten die Abjäge dumpf und schleifend auf dem Steinfußboden und müde und gebrochen das fragende „gnädige Frau?“

„Marie, ich habe meine Nadel wiedergefunden, Sie brauchen morgen früh nicht zu suchen. Ich hatte sie heute nachmittag an der Schürze festgesteckt, die ich gerade trug.“

Durch Marie ging es wie ein Aufatmen, ein Strecken, ein Emporrichten, und leise klang es: „Jatwohl, gnädige Frau.“

Hans Pfitzner.

Das Elend des deutschen Schriftstellers und Dichters, der sich selbst treu bleibt, der seine Feder nicht dem kapitalistischen Verlegerring verkauft, der seine Ideen, seine Gestalten formt und bildet nach

seinem eigenen Weltbild, unabhängig von Marktgängigkeit seiner Bücher: dieses Elend ist groß, historisch, traditionell. Dieses Elend wird oft stumm gelitten. Ruhmlose Helden sind seine Träger. Die am Bege sterben! Nur selten bricht ein lauter Schrei der Empörung durch das Gewühl des Alltags.

Ich weiß mir ein noch viel größeres Elend als das Dichter- und Schriftstellerelend. Das ist das Elend des deutschen schaffenden Musikers! Die Geschichte der deutschen Tonkunst — von dem Kunstpatrioten stets mit Oberlehrerpathos gewarnt — ist ein einziger Beweis dafür, daß sich musikalisches Genie und Hunger reimen. Jeder Große hat eine entsetzliche Zeit hinter sich gehabt, viele sind, von der zweiseitigen Flamme schaffender Begeisterung und darbender Not zu schnell aufgezehrt, in einem Alter gestorben, wo der Bourgeois und Bürokrat erst zu leben beginnt. Die Namen Beethoven, Mozart, Schubert, Weber, Cornelius, Vörling, Wagner, Hugo Wolf, so leuchtend sie in der Geschichte des europäischen Geistes flammen, sie sind Schandmale für die Nation, die gleichgültig diesen Schöpfern unendlicher Schönheit und Größe gegenüberstand, die es in der Feudalzeit ehrgeizigen Fürsten, in der bürgerlichen Epoche reichen Kunstfreunden überließ, für die zu sorgen, deren Schaffen sie für überflüssiger empfand, als die ungehörte Produktion von „Konsumgütern“.

Die ausgleichende Gerechtigkeit verlangt, daß Idealismus und irdische Not im rechten Verhältnis stehen. „Luna-Walzer“-Komponisten brauchen nicht zu darben. Aber der Schöpfer des „Armen Heinrich“ mußte jahrelang als vierter Kapellmeister unbefolgt am Mainzer Stadttheater fronden. Doch halt, sein Lohn war ja die abgediente Uraufführung seines Lebenswerkes.

Ich meine Hans Pfitzner, den idealsten deutschen Ton-dichter seit Wagners Tagen. Wenn einer, so hat er das Elend des schaffenden Musikers bis zur Reize auskosten müssen. In Berlin N. in der bekannten Dachkammer, wo alle revolutionären Geister der 80er und 90er Jahre hausten, lebte auch er von Stundengeben bei den zahlungsfähigen Dilettanten, lebte er von dem geistigen Bündstoff aufwühlender Gespräche mit den kommenden Männern der literarischen Revolution, lebte er von den leidensvollen Gestalten aus dem deutschen Mittelalter, die der 24-jährige als Berliner Bohème 1893 in eine Opernpartitur bannte, die als Kunstdokument wie als Dokument einer tragischen Weltanschauung Wert behalten wird, wenn auch ihr Lebensweg an den heutigen deutschen Operntheatern, die Wagner, Puccini und Rich. Strauß fast restlos beherrscht, noch so dornenreich ist und sein wird.

Geh wir weiter auf Pfitzners Lebenswerk, denn das ist dieser so früh gelungene einzige große Wurf (ein Analogon in diesem Sinne zu Schillings „Ingwelde“, zu Mascagnis „Bauerlehre“), zu sprechen kommen, mögen den Leser ein paar Daten aus Pfitzners Leben und Schaffen interessieren. Von deutschen Eltern wurde Pfitzner am 5. Mai 1869 in Moskau geboren. Sein erster Lehrer war sein Vater, der Musikdirektor und Geiger am Frankfurter Stadttheater war. Hier wurde er Schüler am Hochschen Konservatorium, mit 23 Jahren aber schon Lehrer seiner Kunst an der Musikschule in Koblenz. Schon 1893 gab er ein von der schwerfälligen Berliner Junsitritual unbeachtetes Kompositionskonzert in Berlin, kam dann als junger Kapellmeister nach Mainz, wo Musiker wie Humperdinck, Batka, Steiniger auf ihn aufmerksam machten, und konnte dann 1898 als Lehrer am Sternschen Konservatorium, später als Kapellmeister am Theater des Westens den heißen Boden Berlins wieder betreten, den er — ein frühreifer Jüngling — enttäuscht, pessimistisch, mit dem unheilbaren Stein tragischer Erkenntnis und Durchdringung des Seins, vor wenigen Jahren verlassen hatte. Seine vielseitigen Fähigkeiten als schaffender Musiker, als Lehrer der Kompositionskunst und des dramatisch-musikalischen Vortragsstils, als Konzertdirigent und routinierter Theaterkapellmeister, als feinsinniger Klavierpieler und Niederbegleiter fanden nur ganz sachte und allmählich Anerkennung bei den maßgebenden Stellen — nicht bei der großen Masse der Neugierigen, Laien, Trägen und Oberflächlichen, die den eigentlichen Tageserfolg machen können — und so erhielt Pfitzner 1908 die Berufung nach Straßburg, wo er heute auf einem für ernste deutsche Musik nicht ganz günstigen Boden wirkt als städtischer Operndirektor und Leiter des Konzertwesens. Endlich konnte er aufatmen, endlich war er materiell geborgen, endlich kamen Erfolge und Anerkennungen. Die Konzertsänger trugen einzelne (immer dieselben!) seiner schönen, tief empfundenen, dem Gedicht mit starkem, tonpoetischem Fühlen abgerungenen Lieder aufs Podium; die Kammermusikvereinigungen spielten seine Cellosonate, sein Trio, das Streichquartett, das große Klavierquintett, lauter Schöpfungen, in denen ein echter Musiker Seelengebilde laut werden läßt, oft originell, genialisch, manchmal gequält grüblerisch, eigenförmig verbohrt, nie bereit zu Konzessionen an die musikalischen Philister und Normalbürger.

An dramatischen Werken hat Hans Pfitzner, der kein Vief-schreiber ist, bis jetzt folgendes veröffentlicht: die beiden großen Musikdramen „Der arme Heinrich“ und „Die Rose vom Liebesgarten“ (Elberfeld 1901 Uraufführung), das Weich-nachtsmärchen „Christelflein“ (München 1906) und die in Konzertsälen öfter in Bruchstücken gespielten Bühnenmusiken zu Ibsens „Fest auf Solhaug“ und Kleists „Kätchen von Heilbronn“. Der Gestalt des zarten, traumseligen, im sinnlich-überförmlichen „Trance“ dem harten Ritter folgenden Kätchen verlieh er Jüge voll Innigkeit und leuchtender Lyrik, wie sie auch Agnes im Heinrich-Drama so rührend zeigt.

Das Ideal des von Wagner herkommenden deutschen Musik-dramatikers wäre es natürlich, in eigener Person Dichterkomponist, Szeniker und Vortragsmeister seiner Erlösungs-dramen zu sein. Pfitzner injuniziert seine Opern wohl selbst und ist auch ein vortrefflicher Stillehrer, aber die Opernbücher hat er bis jetzt nicht selbst geschrieben. Das besorgte ihm James Grun, ein an Wagners Heilslehre, an Wagners Stabreimen, an Wagners Lieber-schwang und schlechtem Deutsch, an Wagners mythischem Empfin-den, leider nicht an seiner unvergleichlichen Kunst des Baus, der Entwicklung, Steigerung und Höchstspannung einer Szene gebildeter Schotte. Er stand und steht aber in einem viel innigeren Verhältnis zum Musikdrama, zur Musik, zum Komponisten, als etwa der waschechte aber engbegrenzte Wagnerianer Spord zu Cyrill Kistler (Kunsthild) und Schillings (Ingwelde, Pfeisertag). Ja man kann sagen, es gibt kaum ein innigeres Seelenbündnis zwischen Wort- und Tonkunst als gerade im „Armen Heinrich“. Unlösbar durchdringen sich hier zu einer höheren Einheit die dichter-ischen und die musikalischen Elemente. Wo Grun dem Wort gedankliche Schärfe gibt, grübelt auch der Komponist, wo er ihm freie Bahn läßt zu lyrischen oder leidenschaftlichen Entladungen, da schlägt die befreite Musik jubelnde und stürmische Wellen aus dem reichen, komplizierten Orchester und reißt wie in der groß-artigen Erzählung Dietrichs von der Alpen Herrlichkeit, von Ita-liens lachenden, sonnigen Fluren jeden fort, der Phantasie und Herz hat. Der Ibsen-Wagnerische Grundgedanke des Dramas ist: schon der Wille zum Opfertod erlöst. Die blonde zarte Agnes, des Knappen Dietrich Tochter, halb Kind noch, halb zur Liebe erwachte Jungfrau (wie Kleists Kätchen), ist wie Senta, wie Elsa, das Symbol der deutschen Jungfrau, stets bereit, den Geliebten zu erlösen. Durch Hingabe, durch ihr Blut und Leben. Das macht ahnen und erschauern. Das gehört in romantische Ritterbücher und ins Wunderland der Oper. Im Leben, im merkanit-nüchternen zwanzigsten Jahrhundert des bürgerlichen Heiratsmarkts, gibts so was nicht mehr. Heute verstehen es die Jungfrauen und Halb-jungfrauen ganz gut, sich selbst zu erlösen. Aber als Vorwurf für einen idealgesinnten 24-jährigen Wagnerianer konnte dieser Stoff das Letzte, das Beste an seelischer Empfindung und Leidenschaft-lichkeit aus der Brust eines deutschen Komponisten reißen, der das Opfern und Leiden von Berufs wegen gewöhnt war.

Die sogenannte Bühnenwirkung des Heinrich-Dramas? Sie beruht einzig auf dem dritten Akt, dem Akt des Wunders in Sa-lerno: Der willenskrante, im letzten Augenblick zur Besinnung von Agnes ungeheurem Liebesopfer gelangte Ritter reißt sich empor und fällt dem Arzt ins Messer. Hier werden auch die gepakt, die im Theater leider das bestimmende Wort führen, die Laien und Gleichgültigen, die nur klatschen, wenn ihre Bedürfnisse nach „Handlung“, nach sinnfälliger Bildwirkung, nach Instinktbesriedi-gung, kurz: nach Grobem, Aeußerlichem gestillt wurden. Die tieffsten Absichten des Künstlers immer übersehen und mißver- stehen. Die vielleicht der herrlichen, in schöner Ton-Plastik breit und stolz vorüberziehenden Dietrich-Erzählung im ersten Akt folgen können, aber der abgründigen Seelen-Mystik des zweiten Aktes gegenüber, der nichts wie den Opferentschluß Agnes den Eltern kündigt, achselzuckend sagen: „Hier geht ja nichts vor!“

Wo in neudeutscher Musik ist die künstlerische Ausdruckskraft, die unerschütterliche Ausdruckswahrheit des Schmerzes so groß und tief, so echt, so bohrend, so wühlend, vernichtungsseelig wie hier am Schmerzenslager des siechen Ritters aus dem alten Epos Hartmanns von der Aue? Wo, wenn nicht im Tristan, dem großen Vorbild auch dieses Erlösungs-dramas?

Gemäß seiner angeborenen, das trübe Weltbild süchtigen Blicks umfassenden, tragisch-pessimistischen Natur konnte Pfitzner, dem zum vollkommenen Musikdramatiker vielleicht nur der Mangel straffer Konzentration fehlt (das trat auch in der romantisch-mythi-schen „Rose vom Liebesgarten“ deutlich zutage), seiner „Senta“ (Agnes), seinem „Tristan“ (Heinrich), seinem „treuen Knappen Kortvenal“ (Dietrich) schier unerschöpfliche Tränenfluten, breieste Entladungen schmerzhaftesten Fühlens auf den Lebensweg geben. Eine so ungeheure Intensität tragischen Empfindens (wobei nur zu oft die Instrumente des Orchesters die Träger und Vermittler der Empfindung sind statt der Menschenstimme; Prinzip: Orchester-Oper!), daß es hier in der Tat wie oft bei Wagner auch Szenen gibt, die durch die festgehaltene innere Spannung die Seele zer-malmern können.

Die andere Seite der Medaille! Haben die ersten deutschen Opernbühnen eine moralische Verpflichtung den beiden Musik-dramen eines tragischen Idealisten gegenüber, gut, so mögen sie durch würdige Aufführungen diese Verpflichtungen einlösen. Aber ich fürchte, sie werden es nicht tun. Die Geschichte des „Armen Heinrichs“, der nirgends eine bleibende Stätte fand, lehrt das. Will man lieber das Original, den Tristan, als die geniale Kopie hören? Will man keine Elendsbilder auf der Opernbühne sehen? Ist es das Uebermaß an Pathos und Tragik, dessen man satt ist? Niechische, der große Kämpfer gegen alles Kranke, Müde, Ueber-kultivierte in der Kunst, rät in solchem Fall: schleunigst heimzulehren. Wohin?

Zu menschlicheren Stoffen, zu schlichteren, einfacheren, gesün-deren Musiken!

W. M.

Kleines Feuilleton.

Künstliche Nüsse und Volksernährung. Die gewaltige Ausdehnung und Entwicklung unserer großen Städte stellt auch die Nahrungsmittelversorgung vor andere Aufgaben, als die Kleinstadt sie bot und bietet. Riesige Mengen von Lebensmitteln müssen in den Vorratsräumen der Großstädte lagern, um das nicht gerade beschreibene Nahrungsbedürfnis einer oft millionenköpfigen Bevölkerung jeden Tag sicher und ohne Verzögerung befriedigen zu können. Und von diesen Nahrungsmitteln kommt ein großer Teil von weit her, häufig aus dem Auslande, ja sogar aus anderen Weltteilen. Sowohl die längere Aufbewahrung als auch der Transport über größere Entfernungen einer so leicht verderblichen Ware, wie Lebensmittel sie im allgemeinen darstellen, wäre aber nicht möglich ohne eine ausgedehnte Anwendung der künstlichen Kälte, wie sie uns die Industrie heute zur Verfügung stellt.

Ein interessanter Artikel in der „Anschau“ zeigt uns, in welchem Umfange heute die Lebensmittelversorgung überhaupt und speziell die einer Stadt wie Berlin auf dieses Hilfsmittel angewiesen ist. So ist Deutschland heute längst nicht mehr in der Lage, seine Eier allein zu erzeugen. Ein stets wachsender Prozentsatz der bei uns konsumierten Eier stammt aus dem Auslande, vor allem aus Rußland, das im Jahre 1908 für 33 Millionen Mark dieser Ware nach Deutschland ausführte. Diese Eier müssen vor ihrem Verbrauch drei Kühhäuser passieren, eins am Orte ihrer Sammlung, das zweite in den russischen Häfen, das dritte in den städtischen Zentren, in denen sie verbraucht werden. So lagern in den Berliner Kühhäusern auf einer Fläche von 12 000 Quadratmetern dauernd Eier im Werte von 7 Millionen Mark.

Nach Butter beziehen wir in großem Umfange aus Rußland, das uns im Jahre 1907 aus Sibirien 18 Millionen Kilogramm davon lieferte. In Sibirien wird die Butter mittels Sonderzügen, die aus Kühlwagen hergestellt sind und die sich aller 170 Kilometer aus längs der Bahn befindlichen Eislagern mit frischem Eis versehen, befördert. Berlin lagert auf 5000 Quadratmeter Fläche im Durchschnitt 100 000 Faß Butter im Werte von 10 Millionen Mark. In Geflügel lieferte uns Rußland 1908 für 14 Millionen Mark lebende und für 8 Millionen Mark geschlachtete Ware. Letztere kommt in gefrorenem Zustande zu uns und lagert bis zum Verbrauch in Kühlwagen. Auch einheimisches Wild und Geflügel, das nur zu bestimmten Zeiten des Jahres geschossen werden darf, muß oft monatelang in frischem Zustande aufbewahrt werden, was gleichfalls nur in Kühlräumen möglich ist. In den Berliner Kühhäusern lagern jährlich zirka 150 000 Hasen, 10 000 Rinde, 3000 Hirsche, 60 000 Fasanen usw. An Fischen beziehen wir in gefrorenem Zustande Lachs aus Kanada und Sibirien, Lander und Stör aus dem Kaspiischen Meere und außerdem die Fangergebnisse unserer Nord- und Ostseefischerei.

Endlich ist auch noch das Obst und Gemüse zu erwähnen, das uns aus dem Auslande, vor allem Kalifornien zugeht. Auch bei Verwendung dieser empfindlichen Ware wird in ausgedehntem Maße die Kälte angewandt. Das kalifornische Obst z. B. kommt zunächst in Kühlwagen nach dem Osten. Hier nehmen es Kühhäuser auf, aus denen es dann in Kühlschiffen nach Europa verschifft wird.

Kulturgeschichtliches.

Das Strafrecht der Junker in Mecklenburg vor hundert Jahren. Noch vor einigen Jahren beantragten die mecklenburgischen Junker im Reichstag die Einführung der Prügelstrafe, damit sie wieder wie ihre Vorfahren auf die für sie arbeitenden Mitmenschen einhauen könnten, um sich damit ihre Langeweile zu vertreiben. Bis zum Jahre 1810 konnte in Mecklenburg im Gerichtsverfahren die rohe Gewalt zur Anwendung gebracht werden, was nur allzu oft geschah. Es konnte bei den Gerichten und Untergerichten „auf eine ungemessene Zahl von Hieben“ erkannt werden. Weiter war bestimmt: „Um die Wahrheit bei begangenen Verbrechen an den Tag zu bringen, kann eine sofortige Züchtigung bis zu 16 Rohrhieben von dem Inquiriten verfügt werden“. Jedenfalls ist ein recht ausgiebiger Gebrauch von dem Prügelrecht der Junker gemacht worden, denn in einer speziellen Verordnung, die aus dem Jahre 1802 stammt, wird gesagt:

„Ohne ausdrückliche Vorchrift unierer Landesgerichte ist nie weiter als höchstens bis zu 50 Hieben zu gehen. Ihr habt jedoch bei diesen Züchtigungen, welche in der Regel aufs Gemde vollstreckt werden, auf die körperliche Beschaffenheit zu sehen, mithin Weiber oder andere schwache Personen nicht weiter entkleiden zu lassen, als nötig ist, um ihnen die Strafe zweckmäßig fühlbar zu machen.“

So „richteten“ also damals die brutalen Junker und Junkerjöhnen. Und gerade auf den „Untergerichten“ mag es oft schauerhaft und blutig zugegangen sein. Wer sich dann in die nächste Stadt flüchtete und wieder eingefangen wurde, ehe er Gegenheit zur weiteren Flucht erhielt, wurde zum Junker zurückgebracht und nun erst recht gezüchtigt! Schließlich durften die dicken Knotenpeitschen nicht mehr genommen werden und auch „nie mehr als 50 Hiebe“ gegeben werden, alzin auch da hat man „fünfe gerade“ sein und ohne jede Kontrolle weiter drauf losprügeln lassen. „Zweckmäßige Peitschen ohne Knoten“, das ist auch heute noch das Ziel der — ach so gerne prügel-

den Junker und Junkergenossen. An unerhört scharfen Urteilen, die im Lande Mecklenburg über das Proletariat verhängt werden, fehlt es auch heutigentags bei den besser organisierten Gerichten nicht. Wahre Gerechtigkeit gegen alle Menschen hat es bei den Junkern noch niemals gegeben und deshalb möchten sie auch die Prügelstrafe wieder einführen.

Naturwissenschaftliches.

Eine Gesamtdarstellung der Pflanzenwelt. Eine ziemlich zahlreich vorhandenen Bücher, die das gesamte Pflanzenreich der Erde in allen seinen Gruppen und bis zu deren letzten Vertretern herab behandeln, sind für den Laien in der Regel ungenießbar, weil in dem Wust der Namen die Ubersichtlichkeit und die Anschaulichkeit mehr oder minder fehlt. Der riesige Stoff verlangt, um diesen Hauptfehlern abzuhelfen, ein mehrbändiges Werk und eine große Fülle nach der Natur hergestellter Abbildungen. Nach diesem Plane ist Prof. Dr. O. Warburgs Werk „Die Pflanzenwelt“ (Verlag des Bibliographischen Instituts zu Leipzig, 3 Bände in Halbleder gebunden zu je 17 M.) angelegt, dessen erster Band uns vorliegt. Auch bei diesem Umfange ist es noch nicht möglich gewesen, den Stoff so zu verteilen, daß nicht auf jeder Seite mehrere Pflanzen behandelt werden müßten, denn sonst wären zu diesem Zweck wohl 10 Bände erforderlich gewesen. Aber der sonst in solchen Werken systematischer Natur übliche pedantisch trodene Stil ist vermieden, das Buch ist sehr lesbar geschrieben, und eine große Fülle von meist ganz ausgezeichneten Abbildungen beleben und veranschaulichen den Text. Der erste Band enthält die niederen Pflanzen (Spaltpilze, Pilze, Algen, Flechten, Moose, Farnpflanzen), woran sich die Nadelbölzer und andere Gruppen schließen. Die deutsche Flora sowie die für die Technik, Industrie, Medizin usw. wichtigen außereuropäischen Pflanzen sind besonders berücksichtigt. Das Werk kann als eine gute Ergänzung zu Kerner v. Marilauns „Pflanzenleben“ (im selben Verlage) und als eine Art „Pflanzen-Brehm“ empfohlen werden. Die Ausstattung ist bestechend. Es sei schließlich noch bemerkt, daß der Botaniker von Fach, der eine ihn besonders gut bekannte Gruppe nachliest, hier und da Irrtümer finden wird. Es ist eben heutzutage nicht mehr möglich, daß ein einzelner Gelehrter die gesamte Botanik völlig beherrscht. Aber der Gesamteindruck des schönen Werkes, das ja für Laien und nicht für Professoren bestimmt ist, soll durch diese Bemerkung nicht gemindert werden. L. L.

Hygienisches.

Folgen schlechter Luft. Als schreiende Beispiele von Binnenluftverhältnissen, die über Opfer grausamer Justiz mit der ausgeprochenen Absicht verhängt wurden, sie auf unblutigem Wege kalt zu machen, waren im Mittelalter die venezianischen Blei- und Kesselkammern (piozzi piombi) berufen.

Das Buch: „Die Lunge, ihre Pflege und Behandlung im gefunden und kranken Zustande“ von Dr. Paul Niemeyer — Dr. Liebe (Leipzig, J. J. Weber) verzeichnet ähnliche Beispiele von Fahrlässigkeiten aus der Neuzeit: so wurde der Liverpooler Dampfer „Londonberry“ am 2. Dezember 1848 der Schaulplatz folgenden Unglücks. Wegen Ausbruchs eines Sturmes hieß der Kapitän die 200 an Bord befindlichen Auswanderer sich in einer Kasse bergen, die nur 18 Fuß Länge, 11 Fuß Breite und 7 Fuß Höhe hatte; auch wurden die Luken geschlossen und die Tür mit einer wasserdichten Plane abgепerrt. Als es nach einiger Zeit einem der Eingekerkerten gelang, auszubringen, waren bereits 72 erstickt und viele lagen im Sterben!

Im Jahre 1756 ließ der Nabob von Bengalen 146 auf Fort William bei Kalkutta gefangenengenommene Engländer in der sogenannten „Schwarzen Höhle“, einem engen Gefängnis mit nur zwei Fenstern, gegen Abend einsperren. Nach einem von dem mitgeführten Hauptmann Holwell abgefaßten, haarsträubende Qualen verzeichnenden Verichte fand man am anderen Morgen nur noch 23 atmend und wiederbelebungsfaähig! — Nach der Schlacht bei Asterlitz waren 300 gefangene Oesterreicher in ein verschlossenes Zimmer eingesperrt worden, von denen über Nacht 260 erstickten.

Als bloße Sage erscheint die homerische Geschichte von den neun griechischen Helden, die in der Binnenluft des „Danaergeschentes“, im Bauche eines hölzernen Pferdes volle zweimal 24 Stunden aushielten und nachher frisch und munter herauskrochen!

Eine leider wahre Geschichte dagegen passierte unter dem Soldatenkönige Friedrich Wilhelm I. von Preußen, als der zum Einfangen „langer Kerle“ ausgesandte Baron v. Hompesch bei einem nicht gutwillig mitgehenden Tischler im Jülichischen seinen Auftrag mit folgender List ausführte: Er bestellte eine Kiste, welche so lang und breit sein sollte, wie er, der Tischler, selbst, und als jener nachher die Arbeit abnehmen kam, behauptete er, sie sei kürzer ausgefallen, als sie bestellt worden sei. Um ihm den Gegenbeweis zu liefern, legte sich der Tischler hinein, worauf nun Hompesch die Kiste zuschlagen, zumachen und mit samt dem „langen Kerl“ entführen ließ, der aber erstickt als Leiche in Potsdam anlangte.

Besser glückte diese Art der Entführung beim holländischen Rechtsgelehrten Hugo Grotius, der 1621 aus dem Gefängnisse des Schlosses Löwenstein am Rhein von seiner Gemahlin, Marie v. Meigersberg, in einer Bäckerkiste befreit und noch lebend ausgepackt wurde.